

Entwurf eines utopischen Ensembleförderprogramms

zusammengetragen von

Martin Grütter / Schwelbrandorchester

Ich skizziere im folgenden ein **a) langfristiges, b) vorurteilsfreies, c) bombastfreies und d) vertrauensbasiertes Förderprogramm** für freie Ensembles, wie es aus meiner Sicht nötig wäre, um vom Klein-Klein der »Projektitis« wegzukommen und die künstlerischen Kräfte der freien Szene radikal und nachhaltig zu entfesseln. Meine Vorschläge mögen utopisch, realitätsfern und überzogen erscheinen. Man könnte sie sogar für eine taktische Übertreibung halten: erstmal mehr verlangen, als man eigentlich braucht, weil man ja später eh weniger kriegt. Ich versichere: das ist nicht der Fall. Es bräuchte meiner Meinung nach tatsächlich genau DIES.

Mein Entwurf speist sich einerseits aus meinen eigenen, im Verlauf von zwölf Jahren gesammelten Erfahrungen mit dem Aufbau, der Leitung und der Finanzierung eines inzwischen 25köpfigen freien Ensembles; zum anderen sind dutzende Gespräche mit anderen Kulturschaffenden aus der freien Szene in diesen Text eingeflossen. Über jegliches Feedback, Kritik, weitere Erfahrungen und Problemlagen, an die ich nicht gedacht habe, freue ich mich selbstverständlich sehr! (→ gruetter@schwelbrand.de)

1. LANGFRISTIG

Das ist das allerwichtigste – und zum Glück setzt sich diese Einsicht ja auch immer weiter durch.

Die einmalige Förderung von Einzelprojekten ohne Anschlussfinanzierung ist einfach nicht nachhaltig. Warum soll man ambitionierte Aufbauarbeit leisten, wenn man nicht weiß, ob das Projekt nächstes Jahr noch weitergeht? Warum soll man – insbesondere in der Anfangsphase eines Vorhabens – versuchen, unter riesigem Zeitaufwand aus dem Nichts etwas außergewöhnliches zu erschaffen, wenn es womöglich bei dieser einzigen außergewöhnlichen Veranstaltung bleibt, es die nächsten drei Jahre nur Absagen hagelt und anschließend die Strukturen zerfallen und die Schäflein in alle vier Winde zerstreut sind? Ist es da nicht bequemer, eher auf Sicht zu fahren, nichts allzu utopisches zu wagen, ein paar Leute zusammenzutrommeln und einen netten Abend mit experimentellem Touch zu machen? Und wenns nächstes Jahr kein Geld für die Fortsetzung gibt – naja, dann ist nicht so viel verloren. Dann macht man eben einen anderen netten Abend mit anderen Leuten. So entsteht das Klein-Klein. So entstehen nichtssagende, austauschbare Veranstaltungen.

Für die Realisierung krasser und bahnbrechender Ziele hingegen braucht es langfristige Aufbauarbeit. Für diese wiederum braucht es die zumindest *halbwegs verlässliche* Sicherheit, dass die extreme Anstrengung, welche echte Innovation (und dazu zählt übrigens auch qualitative Innovation: Sachen besser zu machen als bisher!) allen Beteiligten abverlangt, nicht im nächsten Moment schon wieder Geschichte ist.

Nun gibt es ja durchaus einige Förderprogramme, die ganz zaghaft in die richtige Richtung gehen. Genannt seien etwa die zwei- bzw. vierjährige spartenoffene Förderung sowie die zweijährige Basisförderung des Berliner Senats.

Aber – erstens: Es gibt viel, viel zu wenig solcher Programme. Und zweitens: *Langfristig* sind diese Programme trotzdem noch nicht. Klar, für ein Streichquartett, das zehn Konzerte pro Jahr spielt, mögen zwei Jahre tatsächlich eine lange Zeit sein, die eine nachhaltige Programmentwicklung und künstlerische Weiterentwicklung erlaubt. Für ein großes Ensemble hingegen, mit (wie in unserem Fall) zwei Dutzend Beteiligten und aufwendigen intermedialen Konzerten, welche jeweils viele, viele Monate in der Vorbereitung brauchen: da bedeuten zwei Jahre vielleicht gerade mal zwei oder drei große Veranstaltungen. Klar: besser drei als zwei. Besser zwei als eine. In jedem Fall sind diese Programme eine Verbesserung. Und trotzdem sind sie noch meilenweit entfernt von wirklicher Nachhaltigkeit.

Langfristig wären – nun, sagen wir: fünf Jahre. **Fünf Jahre sichere Finanzierung – und zwar: mit Verlängerungsoption.** Dann würde es sich für alle Beteiligten lohnen, richtig, richtig viel Arbeit in die Entwicklung neuer künstlerischer Ausdrucksformen zu stecken: denn die einmal geleistete Grundlagenarbeit könnte dann für viele weitere Veranstaltungen fruchtbar gemacht werden. Und vor allem würde es möglich, sich weiterzuentwickeln – denn unterwegs entstehen fast immer völlig unerwartete künstlerische Entdeckungen und verblüffende Dynamiken, die, um wirklich entfesselt zu werden, spontan und ungebremst im Rausch der Begeisterung weitergetrieben werden müssen – ohne jeden Herbst erneut vor einer Förderjury in der Schlange zu stehen. Denn aufregende Kunst ist wie eine Polarexpedition: Zweifellos ist gute Planung und Organisation wichtig – vor allem aber braucht es Mut, Besessenheit und eine Spur Verrücktheit. Nur eines braucht es ganz bestimmt nicht: Bürokratie mitten auf der Reise. Hätte Amundsen den Südpol je erreicht, wenn er jede Etappe erneut hätte bewilligen lassen müssen?

In fünf Jahren können tolle Sachen passieren. Umso bedauerlicher wärs, wenn das Programm anschließend zu Ende ginge und all die Arbeit doch wieder zuschanden würde. Von daher hat das hier imaginierte utopische Programm eine *Verlängerungsoption*.

Natürlich plädiere ich nicht dafür, dass ein Ensemble jahrzehntelang blind gefördert wird, egal ob es überhaupt noch gute Arbeit macht oder längst die Frühvergreisung eingesetzt hat. Ich gehe zwar fest davon aus, dass Leute, die einmal etwas bahnbrechendes auf die Beine gestellt haben, wie selbstverständlich dafür brennen werden, ambitioniert weiterzuarbeiten und tolle neue Sachen zu verwirklichen. Aber eine absolute Sicherheit gibt es natürlich nicht. Langfristigkeit heißt eben auch, dass Menschen sich verändern können, dass sich Lebenssituationen und -prioritäten verändern, dass Ensemblemitglieder wegziehen, sich zerstreiten, das Ensemble innerlich erkaltet und irgendwann nur noch ein Schatten seiner selbst ist. Ein Wechsel der Ensembleleitung kann krasse Fehlentscheidungen mit sich bringen, das Professionalitätsniveau kann drastisch sinken... Klar: in solchen Fällen kann und muss die Förderung nach fünf Jahren aus sein. Aber das sollte – und das ist ganz wichtig – keineswegs die Regel, sondern nur die Ausnahme sein. Wenn das Ensemble anständige Arbeit macht, dann sollte es sich mit *hinreichend großer* Wahrscheinlichkeit darauf verlassen können, dass es zu einer Anschlussförderung für weitere fünf Jahre kommt. Und anschließend erneut für fünf Jahre. Und erneut. Und erneut. Realitätsfern? Absolut. So ist das halt mit der Utopie. Nichts anderes sollte unser Anspruch sein!!!

2. VORURTEILSFREI

Immer noch gibt es innerhalb der Förderinstitutionen etliche unhinterfragte Vorab-Annahmen über die Arbeitsweise freier Ensembles, die vielleicht für die meisten, aber eben nicht für alle Gruppen bzw. Projekte gelten. Da die beschränkte Gültigkeit dieser Vorab-Annahmen kaum reflektiert wird, werden sie vorschnell verabsolutiert, reflexhaft allen förderwürdigen Projekten zugeschrieben und in der Folge in die Förderbedingungen aufgenommen, wo es dann heißt: »Förderfähig sind nur Projekte, die mindestens / höchstens / nicht / ausschließlich...«.

Und alle Ensembles, deren Projekte damit unnötigerweise durchs Raster fallen, haben das Nachsehen.

Ein Beispiel: Der Hauptstadtkulturfonds verlangt *zwingend* mindestens vier Veranstaltungen pro Förderprojekt. Der Gedanke dahinter ist nachvollziehbar: Aufgabe des HKF ist eben speziell die Förderung großer Flaggschiffprojekte, welche die Bedeutung Berlins als Kulturmetropole zeigen und überregionale Ausstrahlung haben. Vier Veranstaltungen weisen in diesem Sinne auf eine hohe Sichtbarkeit und Professionalität hin. Für kleinere Projekte gibt es schließlich andere Förderinstrumente, etwa den Musikfonds oder die inm.

So verständlich – und so falsch. Denn woher weiß der HKF, dass es *irgendeinen* Zusammenhang zwischen der Anzahl der Veranstaltungen und der Bedeutung bzw. Strahlkraft eines Projekts gäbe? Logischerweise wird der Cello-Klavier-Abend in der Pfarrkirche Friedenau nicht bedeutender, indem es vier Ausgaben davon gibt. Umgekehrt gabs am... sagen wir, 12./13. September 1910 nur zwei Aufführungen. Das damalige Projekt wäre für den HKF (wenns ihn zu der Zeit schon gegeben hätte) mangels nationaler und internationaler Strahlkraft also nicht förderfähig gewesen. Absolut richtig: Es handelte sich schließlich lediglich um die Uraufführung von Mahlers 8. Sinfonie mit über 1000 Mitwirkenden – eins der sensationellsten Musikereignisse dieser Jahre, vor 3000 Menschen im Publikum, darunter zahlreiche internationale Berühmtheiten.

Das Beispiel mag weit hergeholt scheinen. Drum seis mir erlaubt, eine kurze Abzweigung *pro domo* zu nehmen und anzureißen, was das HKF-Vorurteil für unser Ensemble im Hier und Heute bedeutet. Wie bereits erwähnt, sind unsere Veranstaltungen *groß*. Unsere Kerntruppe besteht zwar nicht aus 1000, aber immerhin aus 25 Personen. Ziel ist die größtmögliche Perfektion in der Umsetzung teils horrend schwerer, schneller, rhythmisch komplexer und physisch anstrengender Partituren. Das erfordert bis zu sechs Proben pro Werk. Gleichzeitig geht es nicht um konventionelle Konzerte, sondern um aufwendig inszenierte Clubkonzerte. Über viele Wochen wird eine durchgearbeitete, kompositorisch eng mit der Musik verwobene Lichtinszenierung entwickelt. Elektronik, Verstärkung und Aftershow-DJ sind ebenfalls dabei. Also, das volle Rohr. Teuer und zeitintensiv.

Das alles machen wir nicht aus Lust am Geldausgeben, sondern weil wir dichte, faszinierende Veranstaltungen bauen möchten, die durch ihr Ambiente und ihre Energie auch für Menschen attraktiv sind, die nicht jedes Jahr nach Donaueschingen fahren. Man könnte es auch... »Flaggschiffveranstaltungen« nennen. Kostenpunkt dafür: ca. 60.000 – 70.000 €. Klar: sehr gerne würden wir alljährlich auch vier solcher Veranstaltungen machen. Dann lägen wir allerdings bei 150.000 – 200.000 €. Aber tja: *Sovie!* Geld gibt uns der HKF für die vier Veranstaltungen, die er selbst verlangt, dann natürlich doch nicht. Und ganz ehrlich: *Sovie!* Geld wollen wir eigentlich auch gar nicht. Wenn es uns doch bloß vergönnt wäre, lediglich *eine* Veranstaltung zu beantragen! Aber nein, dafür gibts ja den Musikfonds und die inm. Aber wie wollen wir von denen denn 70.000 € bekommen?

In der vermeintlich plausiblen HKF-Regelung verstecken sich also bereits zwei fatale Vorurteile: 1. Jedes Projekt mit weniger als vier Veranstaltungen hat keine überregionale Strahlkraft, 2. Ein einzelnes Konzert darf nicht mehr als (maximal) ca. 30.000 € kosten.

Mahlers Achte wäre unter beiden Prämissen niemals uraufgeführt worden.

Das sind freilich längst nicht die einzigen Vorurteile, die sich in vermeintlich sinnvollen Förderbedingungen verstecken. Ein weiteres ist die (erneute) Fokussierung auf das Live-Konzert als Maß aller Dinge. Rein digitale Projekte? Nicht förderfähig. All die innovativen Online-Formate, die während der Coronazeit mithilfe der prall gefüllten Neustart-Töpfe entstanden sind? Aus und vorbei. Als ob all die neuen Ausdrucksformen, die während der Pandemie entwickelt wurden, nur ein netter Zeitvertreib waren, um sich jetzt wieder dem »eigentlichen Geschäft« widmen zu können. Und warum? Keine Ahnung. Es wirkt, als wären einfach die alten Vorlagen von 2019 wieder aus der Schublade gezogen worden. In jedem Fall: eine absolut unnötige Einschränkung.

Ein weiteres häufiges Vorurteil: Es können nur Gruppen gefördert werden, die in den letzten X Jahren mindestens Y mal aus öffentlichen Geldern gefördert wurden. Prinzipiell ist diese Regelung natürlich nicht ganz falsch. Dass etwa der Hauptstadtkulturfonds verlangt, dass bereits *eine* öffentliche Förderung vorausgegangen sein muss, ist absolut sinnvoll und nachvollziehbar. Schließlich werden beim HKF höhere Beträge vergeben. Da ist es durchaus nicht zuviel verlangt, dass die Gruppe vorher im Rahmen eines kleineren Projekts unter Beweis gestellt hat, dass sie in der Lage ist, verantwortungsvoll mit öffentlichen Geldern umzugehen.

Problematischer sind die diesbezüglichen Einschränkungen bei der vierjährigen spartenoffenen Förderung des Berliner Senats. Vorausgesetzt werden hier mindestens zwei Förderungen aus öffentlichen Mitteln innerhalb der letzten fünf Jahre. Klar, für 98% der Gruppen dürfte das kein Problem sein. Aber es gibt halt auch die 2%, für die das nicht gilt. Und das sind durchaus nicht nur erfolglose Gurkentruppen oder unprofessionelle Freaks, sondern mitunter radikale und innovative Formate, die aber eben quer zu den Konventionen stehen und kaum irgendwo "reinpassen". Insbesondere bei einem Förderinstrument wie der spartenoffenen Förderung, die ja explizit und ausschließlich Projekte adressiert, die bei anderen Förderinstrumenten durchs Raster fallen, ist so eine Einschränkung nachgerade paradox. Man wird nur gefördert, wenn die anderen Förderinstrumente nicht in Frage kommen – aber gleichzeitig muss man nachweisen, dass diese anderen Förderinstrumente, die ja gar nicht in Frage kommen, einen schon mehrfach gefördert haben...?! Das ist entweder hanebüchener Quatsch – oder der Senat hat als Projektträger ein extrem aktives und breit aufgestelltes Ensemble im Sinn, das vielerlei Projekte unterschiedlichster Couleur veranstaltet: einerseits solche, für die die üblichen Förderinstrumente passen, und andererseits solche, für die sie nicht in Frage kommen. Aber damit wären wir bereits beim nächsten Vorurteil: Vorgefasste Ansichten darüber, wie die Projektträger üblicherweise beschaffen sind. Denn NEIN, nicht alle Ensembles bieten den ganzen bunten Strauß an Veranstaltungsformaten an. Es gibt genügend »monothematische« Gruppen, die sich auf eine ganz bestimmte Aufführungsform spezialisiert haben, dort extrem gut sind und dies auch als ihr Alleinstellungsmerkmal sehen. Und gerade wenn so eine querständige Gruppe sich womöglich in der Vergangenheit mit großem Einsatz alternative Finanzierungsquellen erschlossen hat oder gar Privatmittel eingesetzt hat, weil eben die üblichen Instrumente für sie nicht richtig passen – dann ist so eine Einschränkung erst recht ein Schlag ins Gesicht. Und dabei ist sie so unnötig. Die Minimalvariante, wie beim HKF, täte es doch auch.

Was heißt das nun fürs hier skizzierte utopische Förderprogramm? Einfach dies: **Sämtliche Einschränkungen, die in den Ausschreibungen stehen, sind im Sinne von Ockham's Razor immer wieder auf Herz und Nieren dahingehend zu überprüfen, ob sie wirklich nötig sind.** Dabei ist stets die Gegenfrage zu stellen: Was würde denn eigentlich passieren, wenn wir diese Einschränkung rausnehmen? Was für ein Szenario würde dann drohen? Befürchten wir womöglich tausende Bewerbungen von Gruppen, die unsere Anforderungen meilenweit verfehlen? Woher wissen wir aber, dass diese Bewerbungen wirklich kommen würden? Und selbst wenn sie kämen und das tatsächlich nicht bewältigbar wäre: Gibt es nicht vielleicht ein geeigneteres Kriterium, das *tatsächlich* nur absolut ungeeignete und nicht gleichzeitig auch randständige und ungewöhnliche Projekte rauskickt?

Die Schwierigkeiten, die durch Vorurteile und Vorab-Annahmen entstehen, werden (anders als das unter Punkt 1 diskutierte Problem der fehlenden Langfristigkeit) bisher leider kaum wahrgenommen. Das Problem ist zwar nicht ganz so gravierend wie das erste, kann aber einzelne Gruppen dennoch in massive Schwierigkeiten bringen. Vor allem aber schadet es dem innovativen und utopischen Geist der freien Szene insgesamt. Denn jede Einschränkung, jedes Vorurteil, jede Vorab-Annahme in den Förderbedingungen schränkt den Spielraum derjenigen Projekte ein, die ihm widersprechen – zugunsten derjenigen, die im Rahmen des Erwartbaren bleiben. So wird der Status Quo gestärkt.

3. BOMBASTFREI

»...Beyond the wonders (ex situ) tastet sich wie eine auf dem Kopf stehende Pyramide durch ein Netz wechselseitiger inner- und außermusikalischer Bezugnahmen und befragt dabei kritisch und sensibel unsere traditionellen Hörgewohnheiten hinsichtlich ihrer Relevanz für...«

Willkommen in der wunderbaren Welt der Förderanträge!

Die Wikipedia beschreibt das Phänomen als eine »durch übermäßigen Wortschwall aufgeblähte Rede, die eine leere Hülle mit viel Füllmaterial ausstopft, um dem mangelhaften Gedankengerüst Gewicht zu verleihen« – das Artikelstichwort hierzu lautet: Bombast.

Bombast ist in Musikförderanträgen allgegenwärtig. Es herrscht ein Überbietungswettbewerb: Wer hat den beeindruckendsten, vielschichtigsten, mit kulturellen und gesellschaftlichen Bezügen vollgestopftesten Antrag? Wer verspricht am überzeugendsten und überwältigendsten der Jury das Blaue vom Himmel herab? Neben dem selbstverständlich exzellenten musikalischen Niveau werden da gesellschaftspolitische Querbezüge angekündigt, intermediale Verfahren kommen in allen Projektphasen zum Einsatz, verbunden mit interaktiver Online-Partizipation, und wenn das immer noch nicht reicht, dann macht man sicherheitshalber noch was mit künstlicher Intelligenz. Im Ernst? Wie zum Teufel soll das alles umgesetzt werden? Vor allem: GUT umgesetzt werden?

Um all das, was in vielen (erfolgreichen) Förderanträgen steht, *richtig gut* zu machen, bräuchte es nicht nur das dreifache Geld, sondern auch die dreifache Zeit und die doppelte Manpower. Natürlich steht das alles nicht zur Debatte. So hat man, wenn der positive Bescheid ins Haus flattert, in der Regel drei Möglichkeiten: Entweder man arbeitet sich zu Tode, weil man einen künstlerischen Anspruch hat und ordentliche Arbeit machen möchte. Oder man nimmt hin, dass sich weite Teile des Projekts nicht auf dem eigentlich gebotenen Niveau umsetzen lassen. Dann wird aus dem krassen interaktiven Netzprojekt eine einfallslose Online-Abstimmung. Oder man faltet den Antrag stillschweigend zusammen, macht das, was man eigentlich machen wollte, und versucht hinterher im Sachbericht zu begründen, warum das, was man tatsächlich gemacht hat, irgendwie, ja über die Bande, tatsächlich die viel wahrere und radikalere Umsetzung dessen sei, was man einst im Antrag versprochen hatte. Aber das geht leider nur bis zu einem gewissen Grad. In der Realität ist daher die mittlere Variante die häufigste. So entstehen unausgegorene, vollgestopfte Veranstaltungen – mit vielen guten Ideen, die, wie wir hinterher beim Nachhausegehen bedauernd-kopfschüttelnd feststellen, leider »ihr Potential nicht ausgeschöpft haben«.

Das Problem am Bombast ist, dass die anderen es auch machen. **Wie steht denn mein Antrag da, wenn ich einfach nur sage, ich möchte dies und jenes machen, ohne ein halbes Dutzend überhöhende Ebenen draufzuste-peln?** Kurz, bieder, unoriginell. Das Fatale ist dabei, dass die Originalität eines Antrags und die Originalität der daraus resultierenden Veranstaltung sich oft genau gegenläufig verhalten. Der schillerndste und beeindruckendste Antrag kann zu einer überladenen, richtungslosen, nicht sauber durchgearbeiteten Veranstaltung führen. Und der einfachste, ja womöglich sogar konventionell wirkende Antrag kann eine faszinierende, nie dagewesene Aufführung nach sich ziehen – einfach weil aufgrund der fehlenden Bombastschichten die nötigen Ressourcen frei werden, um das, was man macht, richtig gut, intensiv und radikal auszuarbeiten.

Ein bekanntes und erfolgreiches Ensemble mittlerer Größe hat mir vor einer Weile erzählt, dass sie einmal versucht haben, so einen »ehrlichen« Antrag einzureichen. Der Antrag wurde nicht nur abgelehnt, sondern sie wurden sogar hinterher von einem persönlich bekannten Jurymitglied vertraulich beiseitegenommen: »Sagt mal... was habt ihr denn da für einen Schrott eingereicht? Das war ja nicht ernstzunehmen! Macht bloß nicht so weiter, sonst könnt ihr euren Laden bald dichtmachen!«

So werden durchwegs die falschen Anreize gesetzt. Ehrlichkeit wird abgestraft und Verstellung honoriert.

Wie geht das utopische Förderprogramm damit um? Die radikalste und beste Variante wäre in meinen Augen, *gar keine* Antragstexte einzureichen. Stattdessen urteilt die Jury ausschließlich aufgrund von Arbeitsproben und vertraut der Gruppe, dass sie, wenn sie einmal etwas tolles gemacht hat, dies auch in Zukunft tun wird. Aber mir ist schon klar, dass dies selbst im Rahmen einer Utopie wohl zuviel verlangt ist. Hierzu gleich mehr im Kapitel 4.

Wenn es schon Antragstexte braucht – wenn also die Jury partout wissen möchte, wies am Südpol aussieht, bevor Amundsen angekommen ist – dann wäre aus meiner Sicht eine radikale Zeichenbeschränkung das Mittel der Wahl. Ich möchte hier explizit an das FEB-Programm des Musikfonds aus der Neustart-Kultur-Zeit erinnern. Ein Text von 1500 Zeichen – das war alles, was es für die Bewerbung brauchte! Das war so extrem kurz, dass ich damals selbst ins Schwitzen geriet: Da konnten wir ja unser Vorhaben gar nicht richtig darstellen! – Aber genau das war das Gute dran. Denn was soll das eigentlich heißen – *»richtig darstellen«*? Vorab *»richtig dargestellt«* werden können nur armselige Projekte. Bei guten Projekten gibt es immer eine Magie, tausende schlüssig ineinandergreifende Details, etwas zunächst nur Ahnbares und erst auf der Reise Erfahrbares, das sich allenfalls *hinterher* begrifflich analysieren lässt – niemals aber auf dem Papier vorweggenommen oder gar Dritten im Vorfeld richtig plastisch gemacht werden kann.

Ein kurzer 1500-Zeichen-Text weckt gar nicht erst diese falsche Erwartung. Da ist schlicht kein Platz für Plastizität – genausowenig wie für ihr Surrogat: den Bombast. In Verbindung mit Arbeitsproben wäre dies eine ausgezeichnete – und sowohl zeitsparende wie ehrliche – Grundlage zur Beurteilung der Förderwürdigkeit eines Projekts.

Wichtig ist dabei tatsächlich die *extreme* Kürze der Texte. So kurz, dass neben den Hard Facts wirklich kaum was reinpasst. Also lieber 1500 Zeichen als 4000 oder gar 8000. Klar, es kommt sicherlich ein wenig auf das Projektvolumen an: Also vielleicht 1500 Zeichen für Förderbeträge bis 30.000 €, 2000 Zeichen bis 100.000 €, 3000 Zeichen für alles darüber? Klingt absurd, ich weiß. Aber kann mir jemand einen Grund nennen, weshalb die Auswahl dadurch schlechter würde?

Und wenn ich noch einen letzten Wunsch frei habe: Ersatzlos gestrichen wird bitte, bitte, bitte in jedem Fall die Rubrik *»Welche Ziele wollen Sie mit Ihrem Projekt erreichen?«*. Dies ist die bombastischste Abteilung von allen. Man hat ja im Haupttext eh schon alles beschrieben. Wenn daraus nicht hervorgeht, zu welchem Ziel und Zweck man das alles macht – na, dann gute Nacht. Nun soll man also das, was man bereits erklärt und begründet hat, erneut erklären und begründen. Es bleibt einem nichts übrig, als im Wesentlichen eine Wiederholung des bereits Gesagten reinschreiben – lediglich in noch verwirbelteren Begriffen. Weg damit.

4. VERTRAUENSBASIERT

Wie war es doch damals zu Neustart-Zeiten schön! Egal ob Reload, die FEB-Programme, das Ensembleprogramm des Musikrats: Es war nicht nur viel Geld da (dass das nicht wiederkommen wird, ist klar) – sondern es herrschte auch ein Geist der Freiheit und des Vertrauens, den es vorher in dieser Form noch nie gegeben hatte. Plötzlich waren keine zwanzigseitigen Anträge mehr nötig. Plötzlich wurden digitale, interaktive Formate, experimentelle Videoproduktionen und vieles andere förderfähig. Plötzlich wurden die Gelder vertrauensbasiert als Stipendium ausgezahlt. **Durch all dies bekamen wir als freie Gruppe das Gefühl, tatsächlich geschätzt und unterstützt zu werden** – und hatten nicht mehr den Eindruck, auf Schritt und Tritt kontrolliert und gegängelt zu werden, von der Begründung für jede Programmänderung bis zur letzten Taxiquittung.

Das hat eine ungeahnte künstlerische Kraft und Begeisterung freigesetzt – und in der Tat waren die Coronajahre unsere bisher produktivste und innovativste Zeit.

Leider war die Herrlichkeit am 30. Juni 2023 vorbei. Nun herrscht wieder der Geist von ehemals. Manchmal hat man als freies Ensemble tatsächlich fast das Gefühl, in den Förderinstitutionen herrsche panische Angst, wir Bohemiens würden das Geld sofort in der Karibik durchbringen, wenn man uns nicht ständig auf die Finger schau...

Freie Ensembles *wollen* arbeiten. Ihre Mitglieder haben sich bewusst gegen eine gesicherte Laufbahn im Orchester oder in der Lehre entschieden. Es sind Menschen, die etwas bewegen wollen, die über Energie, Schaffensdrang und Idealismus verfügen – und denen man vertrauen sollte. Und wenn man ihnen vertraut, dann kann Unglaubliches entstehen. Wenn man die Begeisterung hingegen durch Bürokratie, Misstrauen und Gängelung erdrückt – dann wird es am Ende auch so klingen.

Somit lautet die allerutopischste Variante meines utopischen Förderprogramms wie folgt:

Bewerbungsunterlagen: *Mindestens eine Arbeitsprobe. Keine Texte.*

Förderdauer: *Fünf Jahre mit Verlängerungsoption.*

Förderhöhe: *Anhand eines an die bisherige Arbeit angelehnten Musterbudgets wird ein jährlicher Festbetrag beantragt und bewilligt (z.B. jährlich 80.000 €)*

Auszahlungsmodalitäten: *Als Stipendium bzw. stipendienartig.*

Sachbericht: *Am Ende der fünf Jahre in Form von Arbeitsproben.*

Und wer mich jetzt für verrückt erklärt: Nein, ich lebe nicht auf dem Mond. Ich weiß, wie meilenweit das von allem realistisch denkbaren entfernt ist. Gerade deshalb beharre ich darauf. Im Umkehrschluss wird dadurch nämlich sichtbar, wie meilenweit die derzeitige Realität vom Ideal entfernt ist – und wie viel Arbeit noch zu tun ist. Alsdann!